

Nach dem Königstod Zum Umgang Wilhelms II. mit seinem Erbe nach 1918

Benjamin Hasselhorn

Abstract

Wie blickte Kaiser Wilhelm II. nach dem Ersten Weltkrieg, vom holländischen Exil aus, auf seine Regentschaft zurück? Dieser Beitrag untersucht sowohl die Umstände des Endes der Monarchie im November 1918 und die spätere Erklärung Wilhelms II. für seine Flucht als auch die weiteren Versuche des Kaisers, seine Regierung und ihre historischen wie verfassungsmäßigen Grundlagen zu rechtfertigen. Besonderes Augenmerk wird auf die Pläne zu einem »Königstod« an der Front gelegt. Es wird die These vertreten, dass ein solcher Schritt sowohl in der Linie des herrschlichen Selbstverständnisses Wilhelms II. gelegen hätte als auch in einem größeren Zusammenhang einer religionsgeschichtlichen Forschung stand, an der sich Wilhelm II. auch selbst beteiligte.

Der Kaiser blickt zurück

Über 22 Jahre seines Lebens verbrachte Kaiser Wilhelm II. in seinem holländischen Exil, vom November 1918 bis zum Juni 1941.¹ Erwartbar gewesen wäre ein verbitterter Ex-Kaiser, der sich von seinem Volk verraten fühlte, oder ein ambitionierter politischer Intrigant, der jede Chance suchte, um den verlorenen Thron wiederzuerlangen. Der Wilhelm II. von Doorn aber war keins von beidem. »O, who would ever want to

1 Dieser Text beruht im Wesentlichen auf zwei Kapiteln aus Benjamin Hasselhorn: Königstod. 1918 und das Ende der Monarchie in Deutschland, Leipzig 2018.

be king?«, heißt es in dem Lied »Viva la Vida« der Band *Coldplay* über einen gestürzten König, von dem im Internet ein Musikvideo kursiert, das zum Text passende Bilder aus dem Leben Wilhelms II. zeigt. Tatsächlich scheint es, als sei durch die Abdankung eine große Last von der Seele des Kaisers abgefallen. In Doorn konnte er zwar immer noch formal an seinem Kaisertum festhalten, aber er war von jeder Verantwortung befreit, führte faktisch die »grandseigneurale Existenz eines Gutsherrn«² und widmete sich seinen persönlichen Interessen, korrespondierte mit Theologen, Historikern, Ethnologen und Schriftstellern, hielt Predigten, aus denen eine schlichte evangelische Frömmigkeit spricht, schrieb Bücher über alle möglichen Themen, von der chinesischen Monarchie bis zum Königtum im alten Mesopotamien, gründete eine kleine kulturhistorische Arbeitsgemeinschaft und beschäftigte sich, in loser Anknüpfung an seine auf Korfu ausgelebten archäologischen Interessen, mit der Frage einer historisch-kulturellen »Brücke«³ zwischen Ost und West.

Verbreitet sind heute die Bilder des holzhackenden Wilhelm, berüchtigt einige antijüdische Ausfälle wie der Ausspruch des Kaisers gegenüber seinem Jugendfreund Poultney Bigelow in Bezug auf eine zu erstrebende Zerstörung von Presse und Judentum: »das Beste wäre wohl Gas«.⁴ Andererseits: Als es am 9. November 1938 in Deutschland zu landesweiten Pogromen gegen Juden kam, erklärte Wilhelm II. seinem Doorner Gefolge: »Es ist ja eine Schande, was da jetzt zu Hause vor sich geht. Jetzt wird es höchste Zeit, daß die Armee eingreift, viel hat sie sich gefallen lassen, dies darf sie unter keinen Umständen mitmachen, da müssen die alten Offiziere und alle anständigen Deutschen protestieren. Aber alle sahen dieses Morden und Brennen – und rührten keinen Finger.«⁵ Und als sein Sohn August Wilhelm den Versuch unternahm, die Pogrome zu rechtfertigen, herrschte Wilhelm ihn an und belehrte ihn, »daß jeder anständige Mensch dieses Vorgehen als Gangstertum bezeichne«⁶. Es spricht daher alles dafür, dass sich an Wilhelms Haltung gegenüber dem Judentum seit dem Ende seiner Herrschaft gar nicht viel geändert hatte; weiterhin hatte er persönlich große Vorbehalte gegen das Judentum, weiterhin war er aber auch der Auffassung, dass menschliche Anstandsregeln und staatlicher Schutz selbstverständlich auch für jüdische Staatsbürger zu gelten hätten. Wilhelms Doorner Ausbrüche gegen Juden gehören in denselben

2 Frank-Lothar Kroll: Wilhelm II. (1888-1918), in: Frank-Lothar Kroll (Hg.): Preußens Herrscher. Von den ersten Hohenzollern bis Wilhelm II., München 2000, 290-310, Zitat 308.

3 Wilhelm II.: Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878-1918, Leipzig und Berlin 1922, 168; Wilhelm II.: Erinnerungen an Korfu, Berlin und Leipzig 1924, 143.

4 Kaiser Wilhelm II. an Poultney Bigelow, 15. August 1927, Nachlass Bigelow, New York Public Library, zit. nach John C. G. Röhl: Wilhelm II. und der deutsche Antisemitismus, in: Wolfgang Benz / Werner Bergmann (Hg.): Vorurteil und Völkermord. Entwicklungslinien des Antisemitismus, Freiburg i. Br. 1997, 252-285, Zitat 283.

5 Sigurd von Ilseman: Der Kaiser in Holland. Aufzeichnungen des letzten Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms II. Monarchie und Nationalsozialismus 1924-1941, hg. von Harald von Königswald, München 1968. 313.

6 von Ilseman: Der Kaiser in Holland (wie Anm. 5), 314.

Zusammenhang wie seine Ausbrüche gegen Freimaurer, Demokraten, Katholiken, Franzosen, Engländer und Polen: Je nach Situation gab er einer dieser Gruppen die Schuld am eigenen Scheitern – um diese nur ja nicht bei sich selbst suchen zu müssen.

Öffentlich machte er solche Schuldzuweisungen allerdings nicht. Dabei hätte dies durchaus nahegelegen, denn Wilhelm sah sich in den 1920er Jahren massiven Anschuldigungen ausgesetzt, sei es aus dem Ausland, wo die Forderung nach einem Kriegsverbrecherprozess gegen den Kaiser erhoben wurde, sei es aus Deutschland, wo dem Kaiser Feigheit vor dem Feinde vorgeworfen wurde. Eine gewisse Rolle spielte hierbei auch die Veröffentlichung des dritten Bandes von Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen«, in dem dieser Wilhelm scharf angriff.⁷ In seinen eigenen Memoiren zahlte Wilhelm allerdings nicht mit gleicher Münze zurück, sondern legte relativ nüchtern und nicht unzutreffend dar, dass er Bismarck 1890 deshalb entlassen habe, weil dieser für eine Verschärfung der innenpolitischen Konflikte plädiert habe, während Wilhelm selbst den »Weg des Ausgleichs«⁸ habe gehen wollen. Überhaupt schlug Wilhelm einen freundlich-herablassenden Ton gegenüber Bismarck an, dem »Schöpfer des Deutschen Reiches« und einer »der Heroengestalten, die das deutsche Volk zu seiner Aufrichtung braucht.«⁹

Deutlicher nahm Wilhelm dagegen zu dem Vorwurf der Feigheit im November 1918 Stellung. Er erklärte, dass er sich nach langem Ringen zur Flucht entschlossen habe, und zwar nicht aus Feigheit, sondern aus Verantwortung gegenüber dem deutschen Volk. Eine Rückkehr nach Berlin an der Spitze seiner Truppen, so der Kaiser, hätte den drohenden Bürgerkrieg endgültig entfacht und so hunderttausende Menschen das Leben gekostet. Ein Selbstmord hätte wie ein Schuldeingeständnis gewirkt und sei aufgrund seiner christlichen Überzeugung ohnehin nicht in Frage gekommen. Der Königstod an der Front wiederum hätte den von der Obersten Heeresleitung gewünschten Waffenstillstand unmöglich gemacht. So sei ihm nur als letzte Option die Flucht geblieben, um den Bürgerkrieg zu verhindern und günstige Friedensbedingungen zu ermöglichen. Ob er seine Entscheidung auch im Nachhinein noch für richtig hielt, ließ er offen beziehungsweise ließ sogar Zweifel daran anklingen: »Ich brachte bewußt meine Person und meinen Thron zum Opfer in der Meinung, dadurch den Interessen meines geliebten Vaterlandes am besten zu dienen. Dieses Opfer ist umsonst gewesen.«¹⁰

7 Otto von Bismarck: Gedanken und Erinnerungen, Bd. 3, Stuttgart und Berlin 1919.

8 Wilhelm II.: Ereignisse und Gestalten (wie Anm. 3), 4.

9 Wilhelm II.: Ereignisse und Gestalten (wie Anm. 3), 4-5.

10 Wilhelm II.: Ereignisse und Gestalten (wie Anm. 3), 245.

Das Königsopfer

Der Begriff des Opfers spielte für Wilhelm im Laufe des Doorner Exils eine immer stärkere Rolle. Verantwortlich dafür war vor allem der Ethnologe Leo Frobenius, den Wilhelm schon 1912 kennengelernt hatte, zu dem er aber erst im Exil in ein näheres Verhältnis trat. 1923 hielt Frobenius in Doorn einen Vortrag und besuchte den Kaiser seitdem regelmäßig. Ab 1927 nahmen diese Besuche die Form von Tagungen an, die unter Beteiligung renommierter Fachwissenschaftler bis 1938 stattfanden. Es ging bei diesen Treffen um kultur- und religionsgeschichtliche Fragen, die aber zugleich auch einen klaren politischen Bezug hatten wie etwa das sakrale Königtum.

Wilhelm war ursprünglich von Frobenius' Kulturtheorie fasziniert. Frobenius ging aufgrund seiner Studien afrikanischer Völker davon aus, dass es zwei unterschiedliche, ja gegensätzliche Kulturtypen gebe: die »tellurisch-äthiopisch-patriarchale Kultur«, die durch Ausrichtung auf Ackerbau, Männlichkeit, Mystik und Idealismus geprägt sei, und die »chthonisch-hamitisch-matriarchalische«, eine Jagd- und Stadtkultur, die zu Weiblichkeit, Materialismus und Rationalismus neige.¹¹ Das interessante daran war für Wilhelm, dass Frobenius die westeuropäischen Kulturen dem »weiblichen«, Deutschland aber zusammen mit Mittel- und Osteuropa dem »männlichen« Kulturtypus zuordnete. Damit wiederum ergab sich für Deutschland, allem »Untergang des Abendlandes«¹² zum Trotz, eine optimistische, hoffnungsvolle Perspektive, denn Deutschland war von diesem Untergang nicht betroffen, wenn es gar nicht zum Abendland dazugehörte. Als er diesen Gedanken zum ersten Mal hörte, war Wilhelm geradezu begeistert: »Ich bin wie erlöst! Endlich weiß ich, welche Zukunft wir Deutschen haben, wozu wir noch berufen sind! Die ganzen Jahre nach der Revolution habe ich darüber gegrübelt, jetzt endlich weiß ich es: wir werden Führer des Orients gegen den Okzident!«¹³ Später erklärte Wilhelm in einem seiner Doorner Vorträge, es müsse in Deutschland gelingen, sich vom Einfluss »westlich-dekadenter« Kulturideen zu befreien und eine geistige Erneuerung in Gang zu setzen, die dann auch zu einer

11 Leo Frobenius: Das unbekannte Afrika. Aufhellung der Schicksale eines Erdteils, München 1923, 91 und 109-110. Vgl. auch Leo Frobenius: Kulturgeschichte Afrikas. Prolegomena zu einer historischen Gestaltlehre [1933], Frankfurt a. M. 21998, 190-242. Vgl. zu Frobenius' Kulturtheorie außerdem Christoph Johannes Franzen / Karl-Heinz Kohl / Marie-Luise Recker (Hg.): Der Kaiser und sein Forscher. Der Briefwechsel zwischen Wilhelm II. und Leo Frobenius (1924-1938), Stuttgart 2012, 38-41 sowie Michael Spöttel: Leo Frobenius: Des letzten deutschen Kaisers Ethnologe, in: Stefan Samerski (Hg.): Wilhelm II. und die Religion. Facetten einer Persönlichkeit und ihres Umfelds (= Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, Neue Folge, Beiheft 5), Berlin 2001, 285-314.

12 Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. 2 Bde., München 1922-23.

13 von Ilseman: Der Kaiser in Holland (wie Anm. 5), 287.

politischen Erneuerung und einer sinnvollen europäischen Einigung unter deutscher Führung beitragen könne.¹⁴

Frobenius war es auch, durch den der Kaiser die Forschungen über den rituellen Königsmord kennenlernte. Frobenius gehörte selbst zu den Pionieren solcher Forschung. 1931 veröffentlichte er das Buch »Erythraä. Länder und Zeiten des heiligen Königsmordes«, dessen Existenz er in Sumer, Indien, Arabien und Afrika nachwies.¹⁵ Das Buch, in dessen Vorwort auch Wilhelm II. dankend erwähnt wurde, war der Ertrag einer Forschungsreise nach Afrika, die Frobenius in den Jahren zwischen 1928 und 1931 unternahm. Während dieser Zeit korrespondierten Wilhelm und Frobenius intensiv über Funde und Interpretationen des Ethnologen. Frobenius hielt den rituellen Königsmord für eine Übernahme aus einem religiösen Vorstellungszusammenhang, nach welchem eine Gottheit sich selbst opfere und dann wieder auferstehe, um den Kosmos zu bewahren.¹⁶ Der König als Verkörperung der Gottheit übernehme in politischen Krisenzeiten dessen Part und opfere sich selbst, um einem neuen König Platz zu machen. In Sumer und im babylonischen Neujahrsfest habe sich eine bereits abgemilderte Form dieses Rituals erhalten: Der König sei in Sumer lediglich geschlagen und an seiner Stelle ein anderes Opfer getötet worden; in Babylon habe man den König nur noch rituell gedemütigt.¹⁷

Wilhelm II. diskutierte die verschiedenen Theorien über das Königsoffer auf erstaunlich sachlich-wissenschaftliche Weise mit und bezeichnete das Phänomen fasziniert als »ein prahistorisches, altheidnisches Oberammergau«.¹⁸

Königstodpläne 1918

Interessanterweise scheint Wilhelm aber niemals die naheliegende Parallele zu sich selbst und zu den »Königstod«-Plänen vom November 1918 gezogen zu haben. Wilhelm Groener, der kurz vor Kriegsende als Nachfolger Erich Ludendorffs in die Oberste Heeresleitung eingesetzt worden war, behauptete Anfang 1919, er habe im November 1918 einen Plan entwickelt, nach welchem der Kaiser am 8. November mit einem

14 Wilhelm II.: Das Wesen der Kultur. Vortrag Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. nach einer von Leo Frobenius für Seine Majestät verfaßten vorläufigen Skizze, Leipzig 1931.

15 Leo Frobenius: Erythraä. Länder und Zeiten des heiligen Königsmordes, Berlin 1931.

16 Vgl. Frobenius an Wilhelm II., 23. Mai 1928: Christoph Johannes Franzen / Karl-Heinz Kohl / Marie-Luise Recker (Hg.): Der Kaiser und sein Forscher (wie Anm. 11), Nr. 49, 186-192.

17 Christoph Johannes Franzen / Karl-Heinz Kohl / Marie-Luise Recker (Hg.): Der Kaiser und sein Forscher (wie Anm. 11), Nr. 49, 62 und 89.

18 Christoph Johannes Franzen / Karl-Heinz Kohl / Marie-Luise Recker (Hg.): Der Kaiser und sein Forscher (wie Anm. 11), Nr. 66, 246.

kleinen Freiwilligentrupp einen Frontangriff starten sollte.¹⁹ Bei diesem Angriff sollte der Kaiser fallen, den Heldentod sterben und damit möglicherweise noch die Monarchie retten.²⁰ Allerdings ist unwahrscheinlich, dass dieser Plan dem Kaiser überhaupt vorgetragen wurde. Groener schien zu zögern, weil er als württembergischer – nicht preußischer – General der Falsche schien, um einen solchen Vorschlag zu unterbreiten. Wilhelms Generaladjutant, Generaloberst von Plessen, bat außerdem darum, den Plan aufzugeben, weil es unverantwortlich sei, den Kaiser in Lebensgefahr zu bringen.

Es gab aber noch eine zweite Initiative zum Königstod, und die dürfte bis an das kaiserliche Ohr gedrungen sein: Der ehemalige Reichskanzler Georg Michaelis hatte zusammen mit einer ganzen Reihe pommerscher Adliger im Oktober 1918 eine Konferenz über die politische Lage abgehalten, bei der auch über die Möglichkeit des Königstodes gesprochen wurde.²¹ Michaelis erhoffte sich mit einem Tod des Kaisers an der Front nicht nur eine Rettung der Monarchie, sondern auch eine Solidaritätswelle mit dem Kaiser, eine neue Kampfbereitschaft und somit ein innenpolitisches und militärisches Durchhalten bis zur Aushandlung akzeptabler Waffenstillstandsbedingungen. Michaelis sprach am 28. Oktober bei Kaiserin Auguste Viktoria vor und empfahl eine Abdankung des Kaisers, leitete aber über die Oberhofmeisterin auch die darüber hinausgehende Bitte an die Kaiserin weiter, der Kaiser solle an der Front fallen.²² Beim anschließenden Mittagessen unterrichtete die Oberhofmeisterin den Kaiser anscheinend von dem Plan; jedenfalls brach Wilhelm II. das Gespräch abrupt ab.²³

Die Idee des eigenen Opfergangs scheint den Kaiser in den letzten Tagen der Monarchie existentiell beschäftigt zu haben. Als am Abend des 9. November bereits alles für die kaiserliche Flucht nach Holland organisiert und die Abdankung in seinem Namen bereits erfolgt war, wehrte er sich gegen das Bevorstehende noch einmal mit den Worten: »Und wenn mir auch nur einige mit den Herren meiner Umgebung treu bleiben, mit ihnen kämpfe ich dann bis zum Äußersten, und wenn wir auch alle totgeschlagen werden – vor dem Tode habe ich keine Angst! Nein, ich bleibe hier!«²⁴ Im Rückblick hat der Kaiser den Königstod zwar mit dem Hinweis auf dessen Nutzlosig-

19 Vgl. für das Folgende Siegfried A. Kaehler: Vier quellenkritische Untersuchungen zum Kriegsende 1918, in: ders., Studien zur deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Aufsätze und Vorträge. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Walter Bußmann, Göttingen 1961, 259-305.

20 Vgl. Martin Kohlrausch: Der Monarch im Skandal. Die Logik der Massenmedien und die Transformation der wilhelminischen Monarchie (= Elitenwandel in der Moderne, Bd. 7), Berlin 2005, 362-363.

21 Vgl. Wilhelm Michaelis: Zum Problem des Königstodes am Ende der Hohenzollernmonarchie, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 13 (1962), 695-704, hier 696-697.

22 So die Rekonstruktion des Geschehens bei Martin Kohlrausch: Der Monarch im Skandal (wie Anm. 20), 362-363.

23 Vgl. Siegfried A. Kaehler: Vier quellenkritische Untersuchungen zum Kriegsende 1918 (wie Anm. 19), 259-305, hier 297.

24 von Ilseman: Der Kaiser in Holland (wie Anm. 5), 40.

keit abgelehnt und auf seine christliche Überzeugung verwiesen, die einen Selbstmord ausschließe. Die Vorstellung vom Opfergang aber wirkte bei ihm weiter, da er nun nicht die Königstod-Option, sondern gerade seine Flucht ins holländische Exil als einen solchen deutete.²⁵

Der aus der Jugendbewegung kommende Schriftsteller Hans Blüher, der den Kaiser im Exil besuchte, fügte in seinen eigenen Erinnerungen dieser Erklärung noch hinzu, dass nur das Überleben dem Kaiser die Möglichkeit bot, selbst Rechenschaft über das eigene Tun abzulegen. Feige sei Wilhelm II. sicher nicht gewesen, aber zum Selbstmord unfähig, und zwar aufgrund seiner Persönlichkeitsstruktur sowie seines christlichen Glaubens. Da ein Abrücken von seiner religiösen Überzeugung für Wilhelm II. unmöglich war, so Blüher, musste er zwangsläufig die Erwartung eines Königstodes an der Front enttäuschen: »Man erwartete ein heidnisches Tun, und das wäre der Lage in der Tat mehr gerecht gewesen.«²⁶

Das Stichwort »heidnisch« lieferte Wilhelm dann tatsächlich eine rationale Erklärung, wieso er sich dem naheliegenden Königstod verweigert und stattdessen die Flucht angetreten hatte. In seinem 1938 als Buch veröffentlichten Vortrag über »Das Königtum im alten Mesopotamien« erwähnte Wilhelm II. den rituellen Königsmord und seine abgeschwächte Variation in Babylon, zog aber keinerlei aktuelle politische Konsequenzen und kritisierte stattdessen die bis in die europäische Neuzeit wirksame »Königsvergottung« als unchristlich.²⁷

Zwischen Wissenschaft und Selbstrechtfertigung

Wenn er dann aber in seinen Memoiren die Flucht nach Holland als Opfer interpretierte, dann spricht das doch dafür, dass er Frobenius' Forschungsergebnisse auf die eigene Person übertrug und in seinem Handeln zumindest eine abstrahierte Version des rituellen Königsmordes erkennen wollte. Das Hauptproblem daran war aber, dass das Opfer, wie Wilhelm selbst schrieb, »umsonst«²⁸ gewesen und der Zweck des Königsmordes nicht erreicht worden war. Diesen Zweck beschrieb Frobenius 1933 in seiner »Kulturgeschichte Afrikas« folgendermaßen: »Die Opferung des Königs hatte die Bedeutung der Zeitabschnitte gliedernden Zäsur. Es war ein Tag des Schreckens, der Umkehrung der Verhältnisse, des Rechts auf Gewalttaten für die Einen, der Pflichten der Erduldung für die Anderen. (...) Dem Schrecken und Grauen des Untergangs

25 Kaiser Wilhelm II.: Ereignisse und Gestalten (wie Anm. 3), 245-246.

26 Hans Blüher: Werke und Tage, Geschichte eines Denkers. München 1953, 159.

27 Wilhelm II.: Das Königtum im alten Mesopotamien, Berlin 1938, 7-12 und 24.

28 Wilhelm II.: Ereignisse und Gestalten (wie Anm. 3), 245.

folgte dann ein jubelhaftes Begehen des Einsetzens eines neuen Herrschers und die Wiederkehr in eherner Zucht sich abspielender Ordnung.«²⁹

Frobenius war übrigens keineswegs der einzige, der solche Thesen vertrat. Vielmehr war der rituelle Königsmord in der religionsgeschichtlichen Forschung Ende des 19. Jahrhunderts geradezu ein Modethema geworden. Ausschlaggebend dafür war das Erscheinen von James Frazers »The Golden Bough«, das Ethnologie und Religionswissenschaft stark beeinflusste, aber auch in die Nachbardisziplinen und sogar in die Populärkultur hineinwirkte.³⁰ Selbst Sigmund Freud bezog sich in seiner Theorie vom Urvatermord auf die Königstodtradition älterer Kulturen.³¹ Den verschiedenen Funden zum rituellen Königsmord war dabei die auch von Frobenius vertretene Vorstellung gemeinsam, dass es in vorschriftlicher Zeit eine übliche Praxis gewesen sei, den König nach Ablauf einer bestimmten Frist oder in politischen Krisenzeiten zu töten und durch einen Nachfolger zu ersetzen. Auf diese Weise sollte verhindert werden, dass ein schwacher König den Niedergang des ganzen Königtums herbeiführen würde.

Dieses Konzept war aber nicht problemlos auf Wilhelm II. anwendbar, da es erstens um die Einsetzung eines *neuen* Herrschers ging und da zweitens der Königsmord ja eigentlich den Zweck hatte, ein kraftloses Fortleben des Sakralherrschers zu vermeiden.³² Wilhelms Privatexistenz im Doerner Exil passte in diese Theorie nicht hinein, aber er scheint das zumindest geahnt zu haben, da er ja selbst davon sprach, sein »Opfer« sei umsonst gewesen – und nicht Teil einer Revitalisierung der Monarchie. An eine solche Wiederherstellung glaubte Wilhelm II. nach 1918 natürlich trotzdem. Fraglich ist aber, ob der Kaiser wirklich mit Elan an seiner Rückkehr auf den Thron arbeitete oder nicht. Gerade der Briefwechsel mit Frobenius deutet eher auf letzteres hin. Frobenius jedenfalls hatte Wilhelm im Januar 1928 einen Brief geschrieben, in dem er von einer bevorstehenden geistig-politischen Wende in Deutschland sprach, an der man mit aller Kraft arbeiten müsse.³³ Wilhelms Antwort fiel ernüchternd aus: »Sie bezeichnen sich als Säemann und fühlen den Druck der Verantwortung, und darunter leiden sie[!], und möchten herumtoben[,] um die keimende Saat zu schützen! That ich in meiner Jugend früher auch, man nennt das ›Vorsehung spielen wollen‹. Den Unsinn habe ich schon lange aufgegeben! Ich säe; aber überlasse es unserem Herrgott droben,

29 Leo Frobenius: Kulturgeschichte Afrikas (wie Anm. 11), 33.

30 James George Frazer: Der goldene Zweig. Das Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker [1890]. Aus dem Englischen von Helen von Bauer, Reinbek 1989. Vgl. zur zeitgenössischen Forschungsdiskussion über den rituellen Königsmord Karl-Heinz Kohl: Der sakrale Königsmord. Zur Geschichte der Kulturmorphologie, in: Paideuma 45 (1999), 63-82, und Michael Spöttel: Leo Frobenius (wie Anm. 11), 285-314, hier 292-298.

31 Sigmund Freud: Totem und Tabu [1913] (= Gesammelte Werke, Bd. 9), Frankfurt a. M. 1999, 171-174.

32 Vgl. Karl-Heinz Kohl: Der sakrale Königsmord (wie Anm. 30), 63-82, hier 77-78; vgl. Christoph Johannes Franzen / Karl-Heinz Kohl / Marie-Luise Recker (Hg.): Der Kaiser und sein Forscher (wie Anm. 11), 47.

33 Frobenius an Wilhelm II., 5.1.1928: ebd., Nr. 42, S. 155-157.

wie u[.] wann er die Saat aufgehen lassen will, das weiss Er am Besten. Ebenso wie es auf dem Acker auch zugeht; da nutzt es auch nichts, wenn der Gutsherr oder der Inspector um die Feldmark alle Tage herumgaloppieren und schimpfen und wettern über Sonne oder Regen. Die Ernte reift doch trotzdem. Machen Sie es ebenso und üben Sie die Kunst geduldigen Wartens!«³⁴

Aus dieser Antwort sprach nicht gerade großer politischer Tatendrang. Wenn man Wilhelms Adjutanten Sigurd von Ilseman glaubt, dann war es allerdings noch fünf Jahre zuvor Frobenius, der den Kaiser zu Geduld in politischen Dingen ermahnen musste.³⁵ Es ist daher wahrscheinlich, dass Wilhelm II. im Laufe der 1920er Jahre tatsächlich die Hoffnung – und vielleicht auch die Lust – verloren hat, bald auf seinen Thron zurückzukehren. 1923 betonte er jedenfalls, dass es ausschließlich sein Pflichtbewusstsein sei, das ihn an seiner Reinhronisierung arbeiten lasse.³⁶

Es ist aus diesen Gründen fraglich, ob Wilhelm II. wirklich die treibende Kraft bei den – wenigen – konkreten politischen Kontaktaufnahmen³⁷ des Hauses Hohen-

34 Wilhelm II. an Frobenius, 10.1.1928: ebd., Nr. 44, S. 160.

35 Vgl. von Ilseman: Der Kaiser in Holland (wie Anm. 5), 289-290 und 303-304.

36 Vgl. von Ilseman: Der Kaiser in Holland (wie Anm. 5), 303.

37 Willibald Gutsche hat in einem Aufsatz über die »Monarchische Restaurationsstrategie« Wilhelms II. im Exil darauf hingewiesen, dass es bis 1926 gar keine konkreten und planmäßigen Sondierungsversuche gegeben hat, weil die Zersplitterung des rechten politischen Lagers jeden Restaurationsversuch aussichtslos gemacht hätte. Erst danach habe es intensivere Kontakte zu der Dachorganisation »Vereinigte Vaterländische Verbände Deutschlands« gegeben; konkrete Sondierungen unternahm seit 1928 Admiral von Levetzow im Auftrag Wilhelms II., anscheinend aber nur inoffiziell: vgl. Willibald Gutsche: Monarchistische Restaurationsstrategie und Faschismus. Zur Rolle Wilhelms II. im Kampf der nationalistischen und revanchistischen Kräfte um die Beseitigung der Weimarer Republik, in: John C. G. Röhl (Hg.): Der Ort Kaiser Wilhelms II. in der deutschen Geschichte (= Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien, Bd. 17), München 1991, 288-296, hier 288-293. Im Falle des Nationalsozialismus hat es zwei direkte Sondierungsgespräche gegeben, die Wilhelm II. im Januar 1931 und im Mai 1932 mit Hermann Göring führte; die Gespräche verliefen in freundlichem Ton, waren jedoch ergebnislos: vgl. Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen: »Gott helfe unserem Vaterland«. Das Haus Hohenzollern 1918-1945, 2. Aufl., München 2003, 56-60. Der Generalbevollmächtigte des Hauses Hohenzollern, Wilhelm von Dommès, führte noch 1934 weitere Sondierungsgespräche, teilweise mit Hitler persönlich, bis sie ergebnislos eingestellt wurden: Unterlagen bezüglich des Verhältnisses Hitlers und der NSDAP zur Hohenzollernmonarchie: v. Dommès: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin, BPH Rep. 53 Nr. 167. Als Admiral von Levetzow Ende 1932 in die NSDAP eintrat, stellte Wilhelm II. die finanzielle Unterstützung für ihn ein: vgl. Admiral v. Levetzow an Kaiser Wilhelm II. mit Marginalien Wilhelms, Weimar, den 22.12.1932: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin, BPH Rep. 53 Nr. 168.

zollern zu den Rechtsparteien der Weimarer Republik gewesen ist.³⁸ Die Umgebung Wilhelms II. antizipierte zwar dessen Glauben an seine Rückkehr, an der man mit aller Kraft arbeiten müsse, aber das lässt nicht unbedingt Rückschlüsse auf die tatsächlichen Ansichten des Kaisers zu.³⁹ Es kommt hinzu, dass Wilhelms grundsätzliche Bemerkungen über mögliche politische Verbündete stets reaktiv, d. h. Antworten auf entsprechende Anfragen waren. Das gilt sowohl für die Kontaktaufnahmeversuche seitens der DNVP in den 1920er Jahren als auch für die Sondierungsgespräche mit der nationalsozialistischen Führung zwischen 1932 und 1934.

Wichtiger als die Rückerlangung politischen Einflusses waren und blieben für Wilhelm II. seine wissenschaftlichen Interessen, die zugleich untrennbar mit seinem Wunsch nach Selbstrechtfertigung verbunden waren. In diesen Zusammenhang gehört nicht zuletzt Wilhelms Beschäftigung mit dem Königtum in der Geschichte, vor allem mit dem sakralen Königtum. Sein schon erwähntes Buch über »Das Königtum im alten Mesopotamien« verfolgte den Zusammenhang zwischen Monarchie und Gottesbeziehung von der Frühgeschichte bis in die eigene Gegenwart. Laut Wilhelm war das Königtum in den sumerischen Stadtstaaten Mesopotamiens durch zwei Ideen geprägt: die Göttlichkeit des Herrschers und den Universalitätsanspruch seiner Herrschaft. Schon um 2000 v. Chr. aber sei die Göttlichkeit des Herrschers sukzessive abgeschwächt worden zugunsten eines Priesterkönigtums, das aber wenigstens noch an einer besonderen Gottesnähe des Monarchen festhielt. Alexander der Große, die Kaiser des römischen Reiches wie auch die Kaiser und Könige im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation hätten diese Vorstellungen übernommen. Seit der Spätantike seien die entsprechenden Vorstellungszusammenhänge aber wiederum abgeschwächt worden: Das Papsttum habe den geistlichen Anspruch des weltlichen Monarchen massiv in Frage gestellt, und das Landesfürstentum dessen universalen Herrschaftsanspruch. Wilhelm fuhr fort: »Mit Stolz darf ich sagen, daß in der Entwicklung des Landesfürstentums meine Vorfahren, die Hohenzollern, eine hervorragende und erfolgreiche Rolle gespielt haben. Der Gedanke eines ›Gottkönigtums‹ lag ihnen fern; durchdrungen von der christlichen Mahnung: Gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist – fühlten sie sich lediglich als Diener Gottes, eine Auffassung,

38 Das behauptet vor allem Willibald Gutsche, dessen Kernthese in Bezug auf das Exil Wilhelms II. lautet, dass der Kaiser nichts anderes im Sinn gehabt habe als die Wiederkehr auf den Thron: vgl. Willibald Gutsche: Ein Kaiser im Exil. Der letzte deutsche Kaiser Wilhelm II. in Holland. Eine kritische Biographie, Marburg 1991, 9-10; vgl. Willibald Gutsche: Zur Rolle von Nationalismus und Revanchismus in der Restaurationsstrategie der Hohenzollern 1919 bis 1933, in: ZfG, Heft 34, 1986, 621-632.

39 Hans Blüher, der den Kaiser mehrmals in Holland besuchte, berichtet davon, dass der Hofmarschall in Doorn Blüher bei seinem ersten Besuch dringend gebeten habe, dem Kaiser nichts über die Aussichtslosigkeit einer Wiedererrichtung der Monarchie zu sagen, da Wilhelm von dieser Idee lebe. Blüher weist aber auch darauf hin, dass der Kaiser den Glauben an seine Wiedereinsetzung im Laufe der Exilzeit ohne Zweifel verloren habe: vgl. Hans Blüher: Werke und Tage (wie Anm. 26), 147-148 und 169.

der schon der erste Hohenzoller als Kurfürst von Brandenburg treffenden Ausdruck verlieh, wenn er sich einen ›schlichten Amtmann Gottes an Seinem Werk‹ nannte. An Stelle des Anspruches auf Gott-Ähnlichkeit war das christliche Ethos getreten⁴⁰.

Wilhelm machte also für die preußische Dynastie einen grundsätzlichen Vorbehalt gegen die Sakralität des Königtums geltend. Als Begründung führte er die im Christentum angelegte grundsätzliche Trennung des geistlichen und des weltlichen Bereichs an, außerdem die christliche »Demut und Frömmigkeit«⁴¹, die den Herrscher in besonderer Weise gegenüber Gott in die Pflicht nehme, ohne damit einen Anspruch auf Göttlichkeit zu verbinden. Auch wenn Wilhelm es hier nicht ausdrücklich sagte, so spricht doch alles dafür, dass er mit dem Hinweis auf die Christlichkeit seines Hauses auch den Protestantismus der Hohenzollern betonen wollte. In einer in Doorn gehaltenen Predigt interpretierte Wilhelm das Gottesgnadentum des Herrschers ausdrücklich im evangelischen Sinn, nämlich als Gottesgnadentum aller Gläubigen, denn nicht nur der Herrscher, sondern jeder Christ habe sein spezifisches Amt von Gottes Gnaden erhalten.⁴²

Man versteht diese Äußerungen Wilhelms nur, wenn man sich an die scharfen Debatten über das Gottesgnadentum während seiner Regierungszeit erinnert.⁴³ Wilhelm hatte 1910 zwei Reden gehalten, in denen er ausdrücklich ein Gottesgnadentum für sich in Anspruch genommen hatte. In seinem Amt als preußischer König kam ihm diese Würde zwar tatsächlich zu, als Kaiser aber war er laut Verfassung ja nichts weiter als das »Präsidium des Bundes«. Von der linken und liberalen Presse hagelte es daher Kritik, vor allem, weil man nicht zu Unrecht hinter der Betonung des Gottesgnadentums eine antiparlamentarische und antidemokratische Spitze des Kaisers vermutete. Der wiederum bemühte sich um Schadensbegrenzung und propagierte jenes »monarchische Prinzip«⁴⁴, das tatsächlich im 19. Jahrhundert eine Art Leitvorstellung gewesen war: Gerade die Unabhängigkeit des Monarchen von den Parteien innerhalb von Volk und Parlament versetze ihn in die Lage, überparteilich das Gemeinwohl im Blick zu behalten. Das Gottesgnadentum drücke mit einem traditionellen religiösen

40 Wilhelm II.: Das Königtum im alten Mesopotamien (wie Anm. 27), 42.

41 Wilhelm II.: Das Königtum im alten Mesopotamien (wie Anm. 27), 43.

42 »Ohne mich könnt ihr nichts tun!«. Ansprache Seiner Majestät des Kaisers an die Hausgemeinde zu Haus Doorn am Sonntag Cantate, den 18. Mai 1930: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin, BPH Rep. 53 Nr. 444, 3-5. Auch vorhanden in: Rijksarchief Utrecht, Nr. 255 (Fiche 1513). Wilhelm II. verschickte die Predigt an Verwandte und Bekannte und ließ sie darüber hinaus von der Vaterländischen Verlagsanstalt Berlin drucken: vgl. Rijksarchief Utrecht, Nr. 263 (Fiche 1554).

43 Vgl. Benjamin Hasselhorn: Politische Theologie Wilhelms II. (= Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 44), Berlin 2012, 62-78.

44 Otto Hintze: Das monarchische Prinzip und die konstitutionelle Verfassung [1911], in: Otto Hintze: Staat und Verfassung. Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Verfassungsgeschichte. Hg. von Gerhard Oestreich, 2., erweiterte Aufl., Göttingen 1962, 359-389.

Begriff aus, dass der Monarch nicht den Parteien, sondern dem Ganzen gegenüber verantwortlich sei.

An diese Debatte knüpfte Wilhelm im Exil an, wenn er nun ein modernes protestantisches Gottesgnadentum propagierte, dessen Kern die persönliche Verantwortung des Herrschers vor Gott war, das persönliche Einstehen für das Wohlergehen und den Fortbestand seines Volkes und seines Staates. Jedenfalls ließ Wilhelm keinen Zweifel daran, dass das Haus Hohenzollern eine solche Tradition besonderer Verantwortlichkeit des Herrschers kenne. In seiner ebenfalls in der Exilzeit erschienenen Schrift »Meine Vorfahren« gab sich Wilhelm alle Mühe, Frömmigkeit und staatspolitische Verantwortung als durchgehende Charaktermerkmale seiner Dynastie zu präsentieren: »In Folge der festgewurzelten inneren Religiosität betrachteten sich alle [Hohenzollern] (...) als ›schlichter Amtmann Gottes an seinem Werk«, als Gott für ihr Tun und Leisten verantwortlich. Dieses persönliche Verantwortungsverhältnis zu Gott zwang sie automatisch, stets das Wohl des Ganzen im Auge zu behalten und das Prinzip des ›Suum cuique‹ bereits lange vorher in die Tat umzusetzen, ehe Friedrich I. diese Worte auf den Stern des Schwarzen Adlerordens eingravieren ließ.«⁴⁵

Seine Vorfahren beurteilte Wilhelm nach dem Maßstab, ob sie ihrer Verantwortung für das Staatswohl gerecht geworden seien oder nicht. Wilhelm sparte nicht mit Kritik, wenn dies seiner Meinung nach nicht der Fall gewesen war. Vor allem seinem Ur-Ur-Großvater Friedrich Wilhelm II. warf er vor, das Erbe des Vorgängers verspielt und den Niedergang Preußens herbeigeführt zu haben. Aber auch seine Vorbilder, Friedrich Wilhelm IV., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, entgingen nicht seiner Detailkritik, vom fehlenden politischen Realismus (Friedrich Wilhelm IV.), der übertrieben zur Schau gestellten Frömmigkeit und dem fehlenden Geschick für Außenpolitik (Friedrich Wilhelm I.) bis zu der in ihren Auswirkungen fatalen Bevorzugung der französischen Kultur gegenüber der deutschen (Friedrich der Große). Ihre jeweiligen Leistungen für Preußen, so Wilhelm II., machten diese Fehler allerdings mehr als wett, und vor allem Friedrich der Große habe sich darüber hinaus Verdienste für die ganze deutsche Nation erworben, habe in aller Deutlichkeit den Grundsatz seines Vaters, als König oberster Diener des Staates zu sein, beherzigt, habe eine in Deutschland seltene geniale Begabung für Politik gehabt und sich durch seine militärischen Erfolge zurecht den Ruf erworben, ein Held zu sein.

Angesichts dieser vom Kaiser selbst erstellten Kriterien für einen guten Herrscher lag es durchaus nahe, einmal zu fragen, wie er demgegenüber selbst denn dastand. Diese Frage allerdings stellte er sich allem Anschein nach nicht. Sein Umgang mit dem eigenen Erbe bestand in Selbstrechtfertigung. Er verwies auf seine guten Absichten und auf die Erfolge seiner Regierungszeit. Beides konnte aber nicht verfangen angesichts des desaströsen Eindrucks, den sein Verhalten in den letzten Kriegstagen hinter-

45 Wilhelm II.: *Meine Vorfahren*, Berlin 1929, 3-4. Das handschriftliche Originalmanuskript befindet sich in: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin, BPH Rep. 53 Nr. 445.

lassen hatte. Selbst die deutschen Monarchisten wünschten sich nicht ernsthaft eine Rückkehr Wilhelms II. auf den Thron. Im Urteil der Weimarer Intellektuellen, auch der rechten, galt der Wilhelminismus als eine Zeit des Verfalls. Und in der deutschen Geschichtsschreibung hat sich nach 1945 sehr lange Zeit eine extreme Negativbewertung Wilhelms II. durchgesetzt, die erst seit einigen Jahren einem entspannteren Urteil weicht. Der letzte Eindruck bleibt eben hängen.